

Leibniz.

Zur 200. Wiederkehr seines Todestages am 14. November.

Wenn Engels die deutsche Arbeiterbewegung die Erbin der deutschen klassischen Philosophie genannt hat, so spinn dieses Wort eine Beziehung nicht nur zu Kant, Fichte und Hegel. Eine ganze Kulturperiode philosophischer Denker taucht heran, und wenn diese drei Größen an deren Ausgang ragen, so wird in ihrer Vorzeit allezeit die Gestalt Leibnizens sichtbar.

In scharfer Helle leuchtete der Geist dieses Mannes durch seine Zeit, und er warf Funken aus, deren merkwürdige Kraft erst lange nach seinem Tode begriffen wurde. Zwei Jahrhunderte voll Sturm und Neubewerten mußten seinen Namen immer wieder nennen, wenn die Wissenschaft zu Großtaten der Erkenntnis durchbrach. Die geistige Bewegung des achtzehnten Jahrhunderts — erst die Aufklärung, dann der Humanismus — bekannte laut und dankbar, daß sie ihm Großes verdankte.

Leibniz fühlte sich als vollbegabter Vernunftmensch, den es trieb, sein Leben in allen Regungen tausendfältig einzusehen und auszuerschöpfen. Denn im vollendet entfalteten Einzelwesen sah er ein Wesen, in dem die Kräfte des Weltalls zur Tat bereit lagen. Aus seinem persönlichen Lebensgefühl entsprang diese Ansicht, und sie wurde ihm philosophische Theorie und bewährte sich in seiner Lebenspraxis. Wie kamen über Goethes Tätigkeit, die nach hundert Seiten ins volle Leben griff; in Leibniz haben wir einen anderen Menschen dieser Art. In früher Reife, in einem Alter, wo heute die Jugend noch die Schulbank drückt, gelangt er schon zu juristischen Leistungen, die ihm Ruf verschafften, und dann wird er mit bahnbrechenden Arbeiten Mathematiker und Physiker, Philosoph, Geschichtsschreiber, Theolog, Politiker. Er war ein unermüdlicher Schaffler, ein europäisch anerkannter Universalgelehrter.

Leibnizens Bedeutung als Philosoph beruht darin, daß er die Leistungen der großen Denker vor und neben ihm vermittelnd zu einer Einheit zusammenfügte, die ein Neues darstellte. Er suchte für die Dinge der Welt eine Erklärung, die über das Warten von Willkür und Zufall hinauskam. Die einseitige mechanische Deutung, die auch im Menschen nur eine Maschine sehen wollte, befriedigte ihn nicht auf die Dauer. Leibniz schmolz das idealistische Element Spinozas mit dem materialistischen des Lode zusammen. Er hielt den Gedanken der All-Einheit fest, aber die Hauptfrage wurde ihm das einzelne, das ihm als Weltall im kleinen galt und dessen Bewegung sich gründete auf eingeborene, tätige, handelnde Kraft.

Hier liegt das Schwerkraft seiner Weltanschauung, hier springt der Quell seines Einflusses. Den Glauben an die schöpferische Herrlichkeit des menschlichen Geistes und wirkenden Individuums, diesen Glauben, der in der deutschen klassischen Epoche zu großen Taten des Denkens und dichtenden Geistes aufgedieh, hat Leibniz als einer der Frühesten und Stärksten vorbereitet. Wenn diese Nachwirkungen Leibniz kennzeichnen als einen Vorläufer und Vorbereiter des Zukünftigen, so wird sein Bild doch erst vollständig, wenn es betont, daß er in stärkster Eingabe ein Mensch seiner Gegenwart war. Das bedeutet, was den Philosophen anbelangt, daß ihn die Frage nach den natürlichen Kräften der Dinge nicht allein zu fähigen vermochte; er wollte darüber hinaus eine Auskunft über die letzten Gründe der Dinge haben; — Metaphysik — und er hielt diese Auskunft für möglich.

Er glaube an die Existenz der Monaden und bezeichnete mit diesem Wort geistige Wesen unendlich kleiner Art, die sich ihm von den teilbaren, körperlichen Atomen durch Unteilbarkeit unterschieden. Die Monade war ihm das Wesen, in dem das Weltall im Kleinen ganz aus eigener Kraft der Vorstellungen und handelnden Bewegung lebte. Er dachte sie als unräumlich, abgeschlossen und ewig, nannte ihre Zahl unendlich und unterschied sie nach dem Grad der Klarheit ihrer Vorstellungen. Den Grad der vollkommenen Klarheit sollte Gott darstellen. Wenn nun aber die Monaden sich von einander scheideten, so sollte die Entwicklung ihrer Vorstellungen doch gleichartig verlaufen. Hier ließ Leibniz eine vorbestimmte Harmonie walten, die das in sich selbständige und von einander verchiedene als zusammengehörendes Ganzes anscheiden läßt, so daß es in seiner innersten Bewegung eine höchste Ordnung der Welt darstellt.

Das Begehren nach monistischer Weltanschauung, das sich in dieser Lehre offenbart, zeigt also einen Denker, der noch dem Zeitalter der Metaphysik angehört. Aber die Metaphysiker des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts sind nicht zu verwechseln mit denen der nächsten Folgezeit, die der junge Marx meinte, als er in der „Heiligen Familie“ schrieb, „ihre ganzer Reichtum habe nur noch in Gedankenwesen und himmlischen Dingen bestanden, gerade als die realen Wesen und die irdischen Dinge alles in sich zu konzentrieren begannen.“ Die Vorgänger dieser entarteten Eoprhlinge waren ganz

andere Geister. Leibniz gehört als ein charakteristischer Vertreter der älteren Metaphysik an, die „noch verfehlt mit positivem profanem Gehalte ist“.

Wie organisch dieser Gehalt mit jener Metaphysik zusammenhängt, läßt sich gerade an der Monadenlehre erkennen. Leibnizens Persönlichkeit zeichnet sich in ihr: seine Diesseitigkeit, sein Willensdrang, sein Entwicklungsglaube, sein Humanitätsziel. In der unendlichen Verschiedenheit und doch parallel verlaufenden Gleichartigkeit der Monaden verrät sich sein mathematischer Geist, der, anders als der Einheit suchende Spinoza, den unendlich seinen Unterschieden nachging und gleichzeitig mit dem großen Newton auf eigenem Wege eine Methode entdeckte, die kleinsten Veränderungen der Größen zu berechnen: die Differentialrechnung.

Damit war eine wichtige, folgenreiche Aufgabe gelöst, die mit dem Fortschritt der Erkenntnis der Beziehungen von Raum und Zeit gestellt war: die alte Auffassung von der Stetigkeit der Größen war dem Begriff der stetigen Veränderlichkeit gewichen und es hatte gegolten, diesem Begriff rechnerisch beizukommen. Die Aufgabe führte zu den Größen, die mit Hegels Wort ein „Mittelzustand zwischen Sein und Nichts“ bedeuteten, und ihre Lösung erwieb, daß es in der Welt keine Art, sondern nur Gradunterschiede gibt, die das Widersprechende in ungebrochener Folge ineinander überleiten lassen. Auf dem Boden dieser Fortschritte bereitete sich die Möglichkeit, die Bewegungen der Körperwelt und ihre Gesetze forschend zu erschließen. Die mechanische Dynamik wurde angebahnt. Das war eine der positiven Leistungen jener Metaphysik, die den wissenschaftlichen mittelalterlichen Baum mit dem Stemmleisen der Vernunft wegzuhauen bemüht war.

Leibniz aber, der wie ein Aristoteles aderte, war überall positiv an der Arbeit. Auch darin tat er es den Geistern Deutschlands zuvor, die ein Jahrhundert nach ihm den Ruf ihres politisch und sozial zurückgebliebenen und darniederliegenden Vaterlandes retteten. In die düsterste Zeit deutscher Geschichte fiel sein Leben. Geboren 1646 — als Sohn eines Leipziger Professors der Moralphilosophie — ist Leibniz Zeuge der Zeit gewesen, in der das durch den 30jährigen Krieg zerrüttete und durch den westfälischen Frieden weiterem Verderben ausgelieferte deutsche Reich von bequemen gemachten, jahrelangen Kriegen heimgesucht war: von Westen her durch Frankreich, von Südosten durch die Türken, indes im Osten die gerade von Leibniz frühbegriffene russische Gefahr durch polnische Wirren bedrohlich heraufwuchs. Inmitten dieser Ereignisse hat Leibniz an hervorragender Stelle als klugredender Politiker gewirkt. Er gehörte jener bürgerlichen Schicht an, die, um ein Feld für ihre Gaben oder ihr Lebensgefühl zu finden, den Dienst von Fürsten suchen mußte und ohne deren Kräfte auch wiederum die Fürsten nicht fertig werden konnten.

Der höfische Dienst führte Leibniz in die großen Städte, in denen die europäische neue Kultur sich sammelte. Politische Visionen waren ihm immer zugleich verbunden mit wissenschaftlichen Zwecken. Und ungeheuer weite Fäden spann seine forschende Tätigkeit im brieslichen Verkehr. Die Gelegenheiten, die sich von Hannover aus boten, als das welfische Fürstenhaus zur englischen Thronfolge gelangte und als welfische Prinzessinnen nach Preußen und Rußland verheiratet wurden, nutzte Leibniz eifrig aus. Es kam darauf an, der neuen Weltanschauung große, leistungsfähige Pflegsstätten zu gründen, sie in Akademien zu organisieren. Die Berliner Sozietät der Wissenschaften (die heutige Akademie) war Leibnizens Werk und er wurde ihr erster Präsident. Und dann suchte er auch Peter den Großen und den Hof in Wien für eine solche Gründung zu gewinnen, freilich vergeblich.

Sagt man all das raffische, starke, zielreudige Tun dieses Mannes zusammen, so hat man den Menschen in treuem Abbild, der seiner mobilsten Weltbarmotie den optimistischen Schlufgedanken gab, daß diese Welt die beste der möglichen Welten sei. Nur aus seinem Lebenswerk, aus der Stimmung seines in großer Zeitbewegung erfolgreich mißfallenden wissenschaftlichen Bemühens ist dieser Optimismus zu begreifen, nicht aus dem Deutschland, das er erlebte und das ihn schließlich an der Stätte seines engeren Wirkens, in Hannover, vereint sterben und wie einen gemiedenen Schächer zu Grabe tragen ließ.

Leibnizens fortwirkende Bedeutung ist erst im 19. Jahrhundert voll erfaßt worden. Mit einem Worte von Marx mag sie bezeichnet sein. Das lautet: „Die Metaphysik des 17. Jahrhunderts, welche von der französischen Aufklärung und namentlich von den französischen Materialisten aus dem Felde geschlagen war, erlebte ihre siegreiche und gehaltvolle Restauration in der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts.“ Und was Marx dann aus dieser Erneuerung jener Philosophie für das gesellschaftliche Denken und Handeln gewann, begann siegreich und gehaltvoll aufzugeben, als er an Engels schrieb: „Du weißt, wie ich Leibniz bewundere.“

Kleines Feuilleton.

Kleines Theater: „Am Teetisch“ von Eloboda.

Der Held ist einer jener aus Tugendenden von Bühnenplaudereien bekannten Salonlöwen, die, wohlgeboren, mit väterlichen Renten ausgestattet, Praxis und Theorie des Ehedrucks zum Beruf erkoren, Es sieht so aus, als werde diese Bühnenspezies wie so vieles andere von nationalen Patrioten Totgefragte den Weltkrieg, ohne unzulernen, überdauern. Der Autor zeigt Routine in dem Fach. Der Dialog, vor allem der des ersten Aktes, der sich von dem Genie herkömmlichen Jonglierens mit Unmöglichkeiten noch ziemlich frei hält, bringt eine Fülle lebhaft witziger Pointen. Dann wird das Anarren der Maschinerie immer aufdringlicher vernehmbar. Der aufgeregte Gatte, der sich, ehe er noch ein nachweisbares Anrecht darauf besitzt, betrogen glaubt, erklärt dem Hausfreund, daß er zu seiner Arbeit Ruhe brauche und ein amerikanisches Duell für das probateste Mittel halte. Der Rivale, von dieser Logik anscheinend völlig überzeugt, zieht das schwarze Los. Er prophezeit dem legitimen Gemütemenschen, daß er die junge Frau um so schwerer verlieren werde und stellt sich an dem nächsten Abend lächelnd wiederum als Gast ein. Die Lokalnotiz von seinem Selbstmord, die er selbst ins Blatt lanciert, hat in den Augen der gnädigen Frau die romantische Gloriole um sein Haupt noch erhöht. Abel führte die Szenen durch den fechtigen Charakter, den er dem Hochhads gab, zu einem lauten Heiterkeitserfolg. Auch die Rolle des Partners war mit Herrn Alexander wirksam und gut besetzt. dt.

Der Wahlfeldzug der amerikanischen Frauen.

Die amerikanische Präsidentenwahl, die soeben zu ihrem Abschluß gelangte, scheint in vielfacher Beziehung die interessanteste aller bisher in den Vereinigten Staaten vorgenommenen Wahlen gewesen zu sein. Noch niemals war die Zahl der Wähler so groß, und sie wurde — neben dem durch den Krieg gesteigerten Interesse der Bevölkerung — auch durch die Teilnahme weiblicher Wähler erhöht. In 12 nordamerikanischen Bundesstaaten erhielten die Frauen zum ersten Male das Recht, sich aktiv und direkt an der Präsidentenwahl zu beteiligen. Ueber das Verhalten der weiblichen Wählerschaft macht nunmehr eine bekannte Vorkämpferin der amerikanischen bürgerlichen Frauenbewegung, Abba Wash, einige Mitteilungen: „Im Staate Illinois, wo ich persönlich an der Frauenbewegung teilnahm, sind diesmal die Frauen bei der Wahl ausschlaggebend. Fast alle waren bereits seit 1914 auf den Wahllisten eingeschrieben, und ich erinnere mich noch der großen Kämpfe, die es gekostet, dies durchzusetzen. Alle Frauenvereinigungen wurden damals einberufen, sie sind zahlreich und auch mächtig. Die bedeutendste ist der „Club der Frauen von Chicago“ mit mehr als 5000 Mitgliedern, außerdem sind noch zu nennen der „Städtische Frauenklub“ mit 2000 Mitgliedern, die „Liga der wirtschaftlichen Vereinigung der Frauen“ und die „Vereinigung weiblicher Professoren“. Im übrigen hat jede Berufsart, jede Religion und jede Klasse ihre besonderen Frauenvereine.

Der politische Feldzug wird bei den amerikanischen Frauen sehr methodisch organisiert. Jede Vereinigung ernannte eine „Direktorin für den Wahlfeldzug“. Die Rednerinnen wurden durch besondere Bureaus bestimmt. Die Frauen sind wegen ihrer Rednergabe sehr gesucht, und die Wählerinnen wurden interessiert, indem weibliche Delegierte von Haus zu Haus gingen und den Frauen rieten, für welchen Kandidaten sie stimmen sollten. Ich habe selbst an solchen Agitationsreisen teilgenommen, und ich entsinne mich, daß die Hauptarbeit darin bestand, die Männer zu überreden, ihren Frauen die Teilnahme an den Wahlen zu gestatten. Dies war nicht immer leicht, da viele Männer einwendeten, der Pfad der Frau sei im Hause und bei den Kindern. Bei den Wahlversammlungen wurden durch die sozialen Unterschiede unter den Frauen mehr Uneinigigkeiten hervorgerufen, als dies bei den Männern der Fall zu sein pflegt. Interessant war es, festzustellen, daß die Mittel, mit denen Frauen den Männern gegenüber zu arbeiten pflegten, bei den Frauen untereinander keinerlei Eindruck machten. So lieh es uns völlig ungerührt, wenn z. B. im Verlaufe erregter Debatten eine Frau in Tränen ausbrach. Wenn auch naturgemäß beim ersten Male die politischen Ansichten der Frauen ein wenig verwirrt waren, so ist doch das Ziel, für das sie bei den Wahlen kämpften, außerst lobenswert, nämlich vor allem die Verbesserung der sozialen Lage der Frauen und die vollständige Unterdrückung des Alkoholmißbrauchs.“

Notizen.

— In der Urania spricht am Mittwoch Prof. Dr. S. Thoms über „Betäubungsmittel und menschliche Vaster“.

Ums Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von MoLo.

Jitternd erhob sich die junge Frau, ihr kam ein schrecklicher Einfall. So gebeugt, wie heute, war Vater noch nie gewesen. Es wird doch nicht? Mit pochendem Herzen horchte sie. Die Mutter rebete laut:

„Nab' ich dir nicht g'sagt, Rodweih, du sollst beim Klasktor bleiben? Was mach ich denn jezt mit dem Phinele? — Wart, Phinele, ich schen' dir ein' Apfel.“ sie fuhr zur Türe herein und wieder hinaus. Das gab der Frau Leutnant Schiller einen tödlichen Schreck; der „Gellert“ war zu Boden gefallen. Ehe sie sich zu büden anschickte, hörte sie ihren Vater im Ausgang sprechen:

... und der Oberle ist auch schon bliebe, ein Kammerhufar, der mit des Herzogs Feldbequippage g'reist ist, hat's erzählt. Eine blutige Wataille voll geschehen sein ...

Die junge Frau preßte die Hände auf den Leib, ihr war plötzlich so bang, ihre Lippen fielen auseinander und taten den Ruf:

„Mutter!!“

Frau Rodweih sah hurtig und wohlverfahren ins Zimmer; sie gab in den Gang hinaus die Weisung: „Rodweih, die Behmmutter! das Phinele gibst zum Nachbar Schmie.“ Ihr weiter Rod legte energisch durchs Gendstüblein. Mit starken Armen half sie der Tochter, die ihres zweiten Kindes Wehen stöhnend warfen.

Echrfurchtsvoll plätscherte vor dem Fenster der Brummen.

Ein Mensch mußte werden. — — —

Am nächsten Tag wurde das Wüblein gekauft.

„s'ist besser zu früh als zu spät.“ sagte die Zischerin Stolpp, die der Frau Leutnant Schwägerin war, „weinn's schtribt, kommt's wenigstens direktament ins Himmelreich.“ und damit nahm sie schnell besonnen das Bündelchen Fleisch und Wein in ihre Arme und stapfte siegreich dem Zug voraus durch den frisch gefallenen Schnee, der Marbachs festliche Kleidung war. Die Wänder der Haube flogen wie Esalangen im scharfen Redartwind, der über das schlafende Aderland und die Weinberge fahrend, des fernen Vaters Grüße brachte, der wider den großen Deutschen mit französischer Löhnung stritt.

Der alte Rodweih stand mit seiner Tochter Hausherr in der Gassentür und nickte bedrückt den Verwandten und Hono-

ratoren nach, die zopschwippend und süßscharend über das unebene Pflaster stolzierten, um dem Täufling die Ehre ihrer Hilfe und Gegenwart zu erweisen.

„Wär' doch schön, Bomm's Wübale ins eigne Häusle ziehen.“ seufzte der Großvater und sah wehmütig nach dem stattlichen Hause des „Löwen“, das noch ihm gehört hatte, als das Phinele zur Welt kam, „man häit' mehr Ruh' für seine Zukunft.“

„Nicht mei Häusle ihm leicht z'gering? Er braucht's bloß z' sage.“

„Nein, nein, Herr Sädler Schöllkopf! Gott behüt's! 's ist ein schönes Häusle, ein sehr schönes, propros Häusle; ich mein' nur, sozusagen, wenn man selber Besitz gehabt hat ...“

„Dafür gibt sei Zud nit! Dätt'r sei Sach' z'samme-g'halte!“

„Das ist wahr, ja, freilich! Ich bitt um Vergebung. Herr Schöllkopf; es ist ein schönes, seines Häusle, das seine, fürwahr! — Jetzt muß ich aber, mit Verlaub, zu meiner Frau Tochter eilen; sie liegt verlassen im Bett.“

Der verarmte herzogliche Holzinspektor verabschiedete sich mit einem Kriensdiener und ging bedrückt zur Wöchnerin, auf deren Decke die plaudernde Sonne zu Gast war. Er lächelte die junge Mutter an, und sie streichelte ihm die runzelige Sorgenhand; nun durfte sie von ihrem Manne sprechen.

„Hören Sie, Herr Vater, die Glode? Wenn nur der Kaspar dabei wär!“

„Jetzt taufen sie dein Wübale; wir wollen beten.“

Knapp vor der Kirchentüre gab es einen Aufenthalt, der Frau Margarethe Stolpp sehr verdros. Sie wollte hochbusig und würdevoll schnaufend in den Kirchenschatten eingehen, als aus diesem ein junger Mann auf sie zutrat und ihr bedeutete, stehen zu bleiben, in einer Weise, daß sie folgte.

„Guten Tag, ihr Damen und Herren!“ sagte er etwas von oben und nahm neugierig das Menschenpaket in Augenschein. „Das ist also meines Veters Blut, so ich schätzen soll, wenn ihm 'was Menschliches im Wataillieren zustoßet? Hocherhobenen Hauptes beschrieb er mit der Rechten ums Bündelchen einen Beschwörungskreis, der die hochachtungsvoll ergebenden Verwandten und Freunde ins Dienern und Füßtrahen warf.

„Was mich der Herr Leutnant ersuchte, das löse ich ein: Gestern kam ich von hessischen Affären — und heut will ich des kleinen Stücklein natio Pate sein. Will mein Patentkind unterstützen, so es brav und dem gloriereichen Herzog Carolus ein treuer Untertan wird.“

Johannes Schiller, der Wittensfelder Bäckermeister, räusperte sich auffällig und hervorragend gründlich. Er sah in der Richtung des Hohen-Asperg und murzte vernehmlich: „Dort sitzen des glorreichen Herzogs abgedankte Wairtressen und die bravsten Männer im Land, so sich nicht beugen.“

Der „Vetter“ im Gelehrtenhabit sah strenge, mit hochmütiger Nase, um sich. — „Ich bin studiosus philosophiae, und angegebener Personen haben es empfunden, daß man mich lieber zum Freunde als zum Feinde haben muß. — Ich weiß nichts anderes vom durchlauchtigsten Herrn Herzog, als daß er uns ein sehr durchlauchtigster Herr sei.“

Der Schmied, der als Nachbar der Schillerischen im Zuge schritt, fragte sich in inneren Schwierigkeiten auf dem Hinterhaupt und sah nach dem Wittensfelder Dntel, der verlegen lachte und sich schweigend noch zur rechten Zeit befann, daß er als Schultheiß, sozusagen, hier offiziell anwesend wäre. Beim Schmied war das etwas anderes. „Ihr lebt vom Loben, Herr Schiller aus Steinheim.“ sagte er unbehört und wandte sich an die andern, die des Herzogs Spione fürchteten, „meine untertänigste Verabschiedung; ich vertrag es nicht, wenn die reden, die unsere armen Truppen aus' Ausland verschachern.“ er ging unwirrhig die Gasse zurück, die sie gekommen waren und sah sich nimmer um.

Die anderen schwiegen; man reichte sich gegenseitig die Schnupftabaksdosen und hustete, damit die peinliche Stimmung verginge.

„An des Kindes Wiege stehen untertäniger Gehorsam und wüßtes Denken.“ sagte salbungsvoll der Steinheimer Vater, „wir wollen hoffen, daß er das erstere wäht.“ und mit einer verächtlichen Handbewegung warf er den unwürdigen Kerger und die zugefügte Beleidigung von sich. Nicht einmal per „Sie“ hatte ihn der grobe Schmied angesprochen! Des Kindes Rund tat sich auf und suchte die Mutterbrust. Der „Vetter“ schlug eine Lache, um aus der peinlichen Situation zu kommen; die Lache war im Haller Kolleg üblich. Beim Bacchus, der kleine Kerl hat Durst; er zieht mit den Lippen und schludet. Er hat wohlgetan, in der Stadt des Mars und Bacchus zur Welt gekommen zu sein. Hier gib's guten Wein, Wübale!“ Der Gedanke drehte den Sprecher wieder den Erwachsenen zu. „Wir trinken dann doch einen Laufwein auf Etkernkosten, Wohledle und Tugendbegabte?“ fragte er etwas beunruhigt, daß er vielleicht den weiten Weg umsonst getan hätte.

(Fortf. folgt.)



